

Logik und Funktion von Misogynie. Probleme und Perspektiven

Misogynie und Sexismus finden wieder mehr kritische öffentliche Aufmerksamkeit. Das bedeutet zwar nicht, dass es eine Einigkeit über den Phänomenbereich gäbe oder gar einen Konsens, dass es sich auch in der deutschen Gesellschaft der Gegenwart um (noch immer) relevante Probleme handelt, aber zumindest sind zunächst seit #aufschrei und dann im Rahmen der #metoo-Bewegung (Alltags-)Sexismus und Misogynie wieder eindeutiger als Themen des zeitgenössischen *Gender Trouble* etabliert. Sie werden also in den kontroversen Aushandlungsprozessen über die Geschlechterverhältnisse der Gegenwart und den Stand der Geschlechtergerechtigkeit einbezogen, und im Zusammenhang mit spezifischen Themen wie etwa Hate Speech im digitalen Raum nehmen allmählich auch politische Akteur:innen das Thema ernster. Sogenannte Pick-up-Artists, die Diskussion um die Existenz einer Rape-Culture, Maskulinität und Incels, um nur ein paar weitere Beispiele zu nennen, gaben und

geben Anlass, über die Verbreitung und Gefährlichkeit frauenfeindlicher Einstellungen nachzudenken. Nicht zuletzt sind seit den Terroranschlägen von Toronto, Christchurch, Halle und Hanau zunehmend Verbindungen von Antisemitismus, Rassismus und Misogynie im Rechtsextremismus in den Blick gerückt. Von allgemeiner gesellschaftspolitischer Bedeutung sind diese Phänomene nicht nur an sich, sondern auch, weil sich an ihnen das Verhältnis von Extremen zu alltäglichen Ausprägungen von Frauenfeindlichkeit diskutieren lässt.

Sowohl die Konzeptualisierungen von Misogynie als auch die

Andrea Geier, 1972, Prof. Dr., Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, Allgemeinen Rhetorik und Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen, 2004-2009 Wiss. Assistentin Universität Marburg, seit 2009 Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft/Geschlechterforschung an der Universität Trier. Seit 2010 im Vorstand des Centrums für Postcolonial und Gender Studies (CePoG, Universität Trier), seit 2020 im Vorstand der Fachgesellschaft Geschlechterstudien, seit 2010 drei Max Kade-Gastprofessuren in den USA. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Deutschsprachige Gegenwartsliteratur, kultur- und literaturwissenschaftliche Gender und Postcolonial Studies sowie Literatur im Medienwechsel. Einschlägige Publikationen *Wider die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogyner Rede*, hrsg. zus. mit Ursula Kocher. Köln, Weimar, Wien 2008. Weitere Publikationen, Informationen, u.a. zur Wissenschaftskommunikation: <https://www.uni-trier.de/index.php?id=29978>

GND: 130469947

DOI: 10.18156/eug-2-2020-art-1

wissenschaftlich untersuchten Themenfelder haben sich verändert. »To trace the expression of misogyny in literature entails an endless series of questions of definition«, stellte Katherine M. Rogers in ihrer Studie über die Geschichte der Misogynie in der Literatur fest (1966, xi). In den 1960er und 70er Jahren, der Hochzeit der feministischen Misogynie-Forschung, wurden darauf unterschiedliche Antworten gefunden, in den folgenden Jahrzehnten flaute das Interesse am Thema jedoch merklich ab. Entsprechend konstatierten Ursula Kocher und ich als Herausgeberinnen des Bandes »Wider die Frau« in Bezug auf die Forschung: »Misogynie ist out« (2008, 7). Dies hat sich in jüngster Zeit wieder verändert: Die Aufnahme des Begriffs Logik in den Titel dieses Beitrags, ergänzend zu dem der Funktion, ist als eine Referenz an die sowohl akademisch wie öffentlich viel beachtete Studie »Down Girl. The Logic of Misogyny« von Kate Manne (2018 / dt. 2019) zu verstehen, die ich in meine Diskussion des Konzepts Misogynie, insbesondere mit Blick auf die Verhältnisbestimmung zu Sexismus, einbeziehen werde.

Der vorliegende Aufriss des Themas fokussiert Probleme und Perspektiven, mit denen sich eine Untersuchung und Beschreibung von Misogynie beschäftigen muss. Dabei werden wichtige Kontexte ausführlicher dargestellt: Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist, dass Frauenfeindlichkeit als ein Bestandteil des historischen Denkens der Geschlechterdifferenz anzusehen ist. Misogynie funktioniert im Kontext geschlechtsspezifischer Regeln und Normen, und sie hat zum Ziel, eine geschlechterdifferente Ordnung (wieder) herzustellen und Hierarchien zwischen Männern und Frauen zu stabilisieren. Dieser Mechanismus ist allerdings vor dem Hintergrund eines Wandels von Geschlechternormen bzw. eines Streits um deren Geltung zu betrachten.¹

Dies sind meine Leitfragen: Welche Funktion hat Frauenfeindlichkeit innerhalb des Denkens der Differenz und bzw. für die Auseinandersetzung mit Geschlechterordnungen? In welchem Verhältnis sind

(1) In (populären) Geschichten der Misogynie von Adam und Eva über die Hexenverfolgung bis zum modernen Antifeminismus geraten sowohl der Wandel der Geschlechterverhältnisse als auch strukturelle Verbindungen zwischen Frauenfeindlichkeit und Frauenverehrung tendenziell aus dem Blick. Beispielreihungen von Diskriminierung bis Verfolgung, die einen weiten historischen Bogen von der Antike bis zur Gegenwart spannen, vermitteln vor allem Kontinuitäten in der Abwertung und Unterdrückung von Frauen, selbst wenn sie zeigen, in welcher unterschiedlichen Formen sich Frauenhass und Frauenfeindlichkeit historisch manifestieren können (siehe etwa Holland 2006).

Frauenfeindlichkeit und Frauenverehrung, -lob und -idealisation zu sehen? Wie lässt sich das Verhältnis von Misogynie zu Sexismus und zu Antifeminismus beschreiben? Was ist alles misogyn – Phänomenbereich – und wen (be-)trifft Misogynie (gruppenspezifisch)? Welche gegenstandsbezogenen (somit auch disziplinären) und historischen Unterschiede spielen für die Identifizierung und Beschreibung von Frauenfeindlichkeit eine Rolle, d.h. in welcher Weise kann Misogynie innerhalb welcher Diskurse verwendet, inszeniert und verhandelt werden? Und umgekehrt: Verunklart oder marginalisiert man die gesellschaftspolitische Bedeutung von Frauenfeindlichkeit, wenn man einen breiten Phänomenbereich in den Blick nimmt von misogynen Rede, die ästhetisch *auch* unterhaltsam inszeniert werden kann, bis zu Mord, der von Frauenhass motiviert ist?

Einen Einstieg in diese Fragen bieten forschungsgeschichtliche Aspekte und ausführlichere Überlegungen, wie Misogynie in die Geschlechterordnung eingebunden ist. Sie helfen auch dabei, die wechselnden Konjunkturen des Themas nachzuvollziehen. Anschließend erörtere ich weitere Möglichkeiten, Misogynie zu konzeptualisieren, und veranschauliche mit einigen Beispielen Konfliktkonstellationen der Geschlechterverhältnisse und deren Interpretationen.²

⇒ 1 Drei forschungsgeschichtliche Ausgangspunkte: Strukturen und Individuen, Intentionalität und Pathologisierung, Sexismus und Misogynie

In der feministischen Forschung war die Untersuchung von Misogynie, verstanden als Frauenhass und Frauenfeindlichkeit, ein wichtiger Bestandteil der Analyse von patriarchalen Macht- und Gewaltverhältnissen. Ab den 1980er Jahren rückten andere Themenfelder in den Fokus der Aufmerksamkeit. Während es schwierig ist zu beurteilen, inwiefern dabei auch eine veränderte Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse eine Rolle spielte,³ lässt sich klar feststellen, dass

(2) Der Fokus dieser Darstellung liegt auf der Untersuchung von Misogynie, die auf binäre Geschlechtervorstellungen länger Dauer verweist, und ihrer Funktion, diese Geschlechternormen zu stabilisieren. Ausgehend von einer forschungsgeschichtlichen Perspektive kommen damit wirkmächtige und verbreitete Formen der Frauenfeindlichkeit in den Blick, die auf alle Frauen als Frauen zielen. Nicht erfasst werden die zusätzlichen und auch spezifischen transmisogynen Diskriminierungen, die trans Frauen im Unterschied zu cis Frauen erleben.

(3) Diese Erklärung präsentiert etwa Sigrid Metz-Göckel für Sexismus: »Am Beginn des 21. Jahrhunderts werden sexistische Einstellungen auch bei Frauen gegenüber Männern

Verschiebungen in Theorien und Methoden einen bedeutenden Anteil hatten. Die historischen und gegenwartsbezogenen Untersuchungen von Misogynie in Alltag, Literatur, Kunst und Wissenschaftsgeschichte waren in den 1960er und 1970er Jahren eng an das Konzept Patriarchat im Sinne einer umfassenden und einsinnig auf männliche Vorherrschaft ausgerichteten Herrschaftsstruktur gekoppelt. Zugleich wurde Frauenhass vorwiegend als pathologische Einstellung und intentionale Handlung von Männern betrachtet sowie als ein überhistorischer Ausdruck männlicher psychischer Strukturen verstanden: Als Angst ›des Mannes‹ vor ›dem Weiblichen‹ (Helduser 2002, 271).⁴

Schon die Patriarchatsforschung (z.B. Lerner 1995) hat zwar herausgestellt, dass geschlechtsspezifisch begründete Ungleichheitsverhältnisse nicht nur durch Repression stabilisiert werden, und dass daran nicht nur Männer beteiligt sind. Hier lässt sich auch Simone de Beauvoirs Studie »Das andere Geschlecht« (Orig.: »Le Deuxième Sexe«, 1949; Dt. 1951) einordnen, auf die ich im Laufe der weiteren Darstellung noch mehrfach Bezug nehmen werde: Beauvoir untersucht vorwiegend Texte von Autoren, um männliche Deutungsmacht über Frauen in patriarchalen Gesellschaften nachzuzeichnen, doch leitet sich aus ihren Analysen weiblicher Sozialisation innerhalb patriarchaler Strukturen und insbesondere weiblicher Komplizenschaft klar ab, dass sich die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen auf internalisierte Geschlechternormen richten muss und auf gesellschaftliche Strukturen, die Ungleichheit eben nicht nur über Repression produzieren, sondern auch mittels Angebotsstrukturen. Trotzdem waren die Verwendungsweisen des Konzepts Patriarchat dominant von einer geschlechtsspezifischen Täter-Opfer-Struktur geprägt und vermochten Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung der Geschlechterverhältnisse in den gesellschaftlichen Teilbereichen und in Bezug auf einzelne gesellschaftspolitische Themenfelder nur ungenügend zu erfassen. Im Zuge der Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung begann das Konzept Patriarchat deshalb an Plausibilität zur Beschreibung gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zu verlieren.

wahrgenommen; der Begriff verliert in fortgeschrittenen Industriegesellschaften an Relevanz.« (2002, 358)

(4) Unter Misogynie »wird in der Medizin bzw. Psychologie der krankhafte Hass von Männern gegenüber Frauen verstanden; verallgemeinert bezeichnet der Begriff Frauenfeindlichkeit bzw. Verachtung gegenüber Frauen.« Feldmann/Schülting 2013, 529. Der Begriff werde »nur noch selten verwendet und eher durch Begriffe wie Sexismus oder Phallozentrismus ersetzt.« Ebd., 530.

»Ein ahistorischer und entkontextualisierter Begriff von Misogynie, der eindeutige und einsinnige Motivationen für diese Superstruktur der Geschichte zu benennen weiß und nicht nach spezifischen historisch-kulturellen und medialen Wahrnehmungen und Darstellungsformen fragt, ist für die Forschung unattraktiv geworden. Mit dem mehr oder weniger leisen Verschwinden des Paradigmas Patriarchat aus der Geschlechterforschung wurde auch das Konzept Misogynie sang- und klanglos verabschiedet.« (Geier/Kocher, 8)

Mit den paradigmatischen Anschlüssen an poststrukturalistische und dekonstruktive Theorien entstand eine Forschungslücke zu Misogynie. Das war zumindest die Ausgangslage für die interdisziplinäre Tagung »Wider die Frau« und den gleichnamigen Sammelband. Unser zentraler Ansatz war, Misogynie als plural und heterogen in ihren je spezifischen diskursiven Funktionen zu beschreiben und die Forschung damit interdisziplinär anschlussfähig zu machen an Entwicklungen in Theorien und Methoden, die sich im voran gegangenen Jahrzehnt etabliert hatten.

Während sich heute das Interesse selbstverständlich weiterhin auf strukturelle Perspektiven, aber innerhalb eines neuen Theoriesettings, richtet, wurde eine pathologisierende Interpretation verabschiedet: Denn sie bewirkt eine Individualisierung des Problems Frauenfeindlichkeit, eine Eingrenzung auf Einzelne und ihre Handlungen, und es gibt eine Tendenz, misogynen Verhalten auf Extreme einzuschränken. Für das Verständnis der Misogynie darf man sich weder allein auf einen als pathologisch verstandenen Typus des Misogynen konzentrieren noch ausschließlich auf die Strukturebene blicken, wie auch Kate Manne betont:

»Mein Ansatz zur Misogynie versucht also, zwei Extreme zu vermeiden, die ich hier für falsch halte: Das erste ist, Misogynie als Makel einzelner ›fauler Äpfel‹ zu sehen, das zweite, sie als rein strukturelles und gesellschaftliches Phänomen unter Ausschluss einzelner Akteure und des interpersonalen Aspekts zu betrachten.« (Manne 2019, 136)

Misogynie zeigt sich im Verhalten Einzelner, und in diesem Zusammenhang geht es um Verantwortung und Schuld. Aber die Erklärung dafür, dass und wie misogynen Denkmuster, Redeweisen und Handlungen sozial wirksam werden und wie sie tradiert werden, ist nicht durch die Psyche oder Intention von Individuen allein erklärt. Die gesellschaftspolitische Bedeutung von Frauenfeindlichkeit lässt sich – wie im Fall von Rassismus – nur in einer Beschreibung als strukturellem Phänomen herausarbeiten. In diesem Zusammenhang können dann Einstellungen Einzelner durchaus auch relativ, d.h. in Bezug auf ihre verbreitete ›Normalität‹ bzw. Extreme, bewertet werden (Manne 2019, 125).

Bleiben wir einen Moment bei dem Vergleich mit Rassismus: Es gibt Rassist:innen im Sinne von Menschen, die ein geschlossenes rassistisches Weltbild haben und intentional rassistisch handeln. Es wäre aber ein Fehler, sich allein auf diese Gruppe zu konzentrieren, wenn man Rassismus untersucht, da damit das alltägliche Vorkommen von Rassismus ausgeblendet würde. Rassistische Aussagen und Verhaltensweisen sind auch bei Menschen zu finden, die sich selbst für tolerant bis sogar anti-rassistisch halten, und zwar weil wir in eine Gesellschaft sozialisiert werden, in der bestimmte Formen von Rassismus normalisiert sind. Dies kann, ja muss man ohne zu pathologisieren erfassen, wenn man institutionalisierte und strukturelle Formen von Rassismus und deren diskriminierende Effekte betrachtet und individuelle Aussagen und Handlungen dazu in Bezug setzt. Ebenso können Menschen, die sich selbst in keiner Weise als frauenfeindlich und -verachtend oder gar als ›Misogyne‹ verstehen, situativ Frauen als Frauen abwerten, damit frauenfeindlich handeln oder Frauenfeindlichkeit zumindest befördern – und zwar ohne dass sie dabei grundsätzlich mit einem Selbstbild, das Werte wie Geschlechtergerechtigkeit einschließt, in Konflikt geraten. Diese scheinbaren Paradoxien lösen sich auf, wenn man sich statt (nur) auf Intentionen und Weltbilder auf Strukturen, Denkmuster und Funktionen konzentriert und Misogynie damit als eine *auch* normalisierte Form einer geschlechtsspezifischen Ungleichbehandlung und Abwertung betrachtet. Frauenfeindliche Aktionen können außerdem auch strategisch eingesetzt werden, ohne dass sie überhaupt Ausdruck einer eigenen feindlichen Haltung sein müssen (Manne 2019, 119).

Dass Pathologisierung und Kategorien wie Intentionalität problematisiert werden mussten, zeigt sich besonders deutlich, wenn man den diskursiven Kontext wechselt. Frauenfeindlichkeit in künstlerischen Werken erschienen in der feministischen Forschung vielfach nur als

Ausdruck von Einstellungen einzelner Autoren. Literarische Texte aktualisieren, verhandeln und produzieren Wissen über Misogynie aber in unterschiedlicher Weise. Diese müssen nicht nur nicht an Einstellungen einzelner Autor:innen gebunden sein, sondern können mehr und andere Funktionen haben als Frauenfeindlichkeit oder Hass auszudrücken, zu vermitteln oder zu legitimieren. Misogynie als plurales Phänomen zu begreifen bedeutet deshalb, diskursiv spezifische Aussageformen in den Blick zu rücken und dabei auch gattungs- wie themenspezifische Traditionen zu betrachten. Erkennt man dies an, erweitert sich die Perspektive auf die Verwendungsweisen und Funktionen misogynen Rede. Im Kontext unseres Bandes »Wider die Frau« haben wir vier Modi identifiziert: Grenzziehungen, die auf eine Formierung, Konturierung und Bestätigung männlicher Sprechergemeinschaften zielen, die Generierung kultureller Geschlechter-Ordnungen, die Herstellung von Identität und Geschlechterrollen, sowie Erklärungen von Geschlechterrollen und Erweiterung der (Geschlechter-)Grenzen (Geier/Kocher 2008). Gerade der letzte Modus macht darauf aufmerksam, dass solche strukturellen und funktionalen Betrachtungsweisen den grundlegenden Vorteil haben, dass Texte unabhängig von der geschlechtlichen Zugehörigkeit bzw. Zuordnung von Autor:innen in den Blick kommen, und vielfältige Formen misogynen Rede, darunter Wiederholung zu Zwecken weiblicher Selbstpositionierung, Erweiterung von Handlungsspielräumen oder Widerreden.

In die Reihe der forschungsgeschichtlichen Probleme gehören zuletzt noch Versuche einer Verhältnisbestimmung von Sexismus und Misogynie. Misogynie wurde eher der Seite der individuellen Einstellung (Frauenhass) zugeordnet, die im Patriarchat auch strukturell wirksam werden, während Sexismus eher strukturell-institutionelle Aspekte umfasse und als Mittel der Unterdrückung betrachtet wurde. Insofern beiden die Funktion zugeschrieben wurde, eine inferiore Stellung von Frauen zu begründen⁵ und Ungleichbehandlung und Marginalisierung von Frauen zu legitimieren und zu erzeugen, scheint es sich um graduelle Unterschiede zu handeln. Demgegenüber ließe sich einwen-

(5) Siehe dazu vergleichend die Definitionen von Misogynie und Sexismus: »Misogynie (...) bezeichnet einen weltanschaulichen oder psychisch verankerten Frauenhaß, in abgeschwächter Form auch Frauenfeindlichkeit. Misogynie findet in spezifischen Verhaltensweisen Ausdruck und kann in politischen und gesellschaftlichen Strukturen institutionalisiert sein.« (Helduser 2002, 271) »Sexismus (...) bezeichnet jede Haltung, Äußerung, Tat, Strategie, Methode und institutionelle Handlung, die zur Unterdrückung und Marginalisierung einer Person oder einer Gruppe aufgrund ihres Geschlechts beiträgt.« (Metz-Göckel 2002, 357)

den, dass Misogynie im Sinne von Feindlichkeit vorwiegend auf Abwertung konzentriert ist, während Sexismus sich ebenso in frauenfreundlich wirkenden Zuschreibungen ausdrücken kann. Als Langzeitphänomene mit (mehr oder weniger) strukturellem Charakter bieten sie beide sozial- und kulturhistorisches Anschauungsmaterial für Vorstellungen der Geschlechterdifferenz im historischen Wandel. Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden ausführlicher auf die Beschreibung von Veränderungen und das Ideal der Gleichberechtigung, auf das Zusammenspiel von frauenfreundlichen und frauenfeindlichen Zuschreibungen eingegangen sowie Kate Manne's Vorschlag einer Differenzierung zwischen Sexismus und Misogynie erörtert.

⇒ 2 Misogynie und/vs. Geschlechtergerechtigkeit: Machtvolle Kontinuitäten und umkämpfte Geltungsansprüche

In der Einleitung ihrer Studie »Das andere Geschlecht« rückt Simone de Beauvoir auf einfache Weise sowohl Kontinuitäten als auch Wandel von Geltungsansprüchen in patriarchalen Gesellschaften in den Blick. Geschlechtsspezifische Normvorstellungen begegnen historisch ja nicht nur als machtvolle Ansprüche bzw. lassen sich in konkreten Geschichten von Diskriminierung bis Verfolgung nachweisen. Sie werden vielmehr besonders gut sichtbar, wenn sie umkämpft sind und als legitimationsbedürftig erscheinen. In diesem Sinne thematisiert Simone de Beauvoir gleich am Anfang den Streit um eine angeblich natürliche, wahre Weiblichkeit:

»Und doch sagt man uns, die Weiblichkeit sei »in Gefahr«, man ermahnt uns: »Seid Frauen, bleibt Frauen, werdet Frauen.« Nicht jeder weibliche Mensch ist also zwangsläufig eine Frau; er muß an jener geheimnisvollen, bedrohten Realität, der Weiblichkeit, teilhaben. Wird diese von den Eierstöcken produziert? Oder ist sie eine abgehobene platonische Idee? Genügt ein aufreizender Unterrock, um sie auf die Erde zu holen?« (Beauvoir 1992, 9)

Die Autorin stellt mit diesen Fragen ihre Rekonstruktion von Geschlechtermythen in den Kontext damaliger aktueller Geschlechterdebatten und stimmt die Leser:innen somit nicht nur auf die Beobachtung von Geschlechtervorstellungen langer Dauer ein, sondern lenkt den Blick auf Konfliktkonstellationen und auf Veränderbarkeit. Der Hinweis auf den zeitgenössischen Krisendiskurs liefert selbst den

ersten Beleg, dass sich die gestellten Ansprüche nicht (mehr) plausibel auf eine angeblich naturgegebene Substanz der Differenz berufen konnten. Wäre ›wahre Weiblichkeit‹ eine Frage der ›Natur‹, wäre es unmöglich zu beklagen, dass sie in Gefahr sei, und es wäre widersinnig, Frauen dazu aufzurufen, sich ihrem Geschlecht konform zu verhalten. Damit macht die Debatte um angeblich gefährdete ›Weiblichkeit‹ sichtbar, dass ein bestimmtes sozial erwünschtes Verhalten eingeklagt wird. Appelle an Frauen, sich geschlechtskonform zu verhalten, versuchen zwar noch, sich auf eine angebliche ›Natur‹ der Geschlechter zu berufen, doch kann die Geltung dieses Arguments offensichtlich bestritten werden.

Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Normen und dafür adäquaten Rollen wurden wesentlich im 18. Jahrhundert geprägt und verfestigt. In der Moderne haben sich die gesellschaftlichen Strukturen und die Bedeutung, die Geschlecht als Muster sozialer Ordnung zukommt, gewandelt: Geschlecht lässt sich als eine in allen Interaktionen potentiell vorhandene Sinnressource ansehen, die aktualisiert werden kann, aber nicht aktualisiert werden muss (Gildemeister/Wetterer 1992). Trotzdem können wir in Interaktionen weiterhin, oftmals unvermutet, mit etablierten Geschlechterarrangements konfrontiert werden. Sie basieren auf typisierenden Schemata von ›Mann‹ und ›Frau‹, Zuschreibungen von ›männlich‹ und ›weiblich‹, die – heteronormativ – auf Ergänzung angelegt, aber hierarchisch geordnet sind. Sie fungieren als Vereinfachungen im Prozess der Selbst- und Fremdwahrnehmung und werden im alltäglichen *doing gender* immer wieder aufs Neue erzeugt.⁶ Diese Arrangements versprechen Orientierung für die alltägliche Handlungspraxis und dadurch Entlastung. Genau diese Komplexitätsreduktion ist es aber, die selbst (immer schon) Probleme schafft(e) (Pasero 1995), weil sie die Pluralität der Wirklichkeit, d.h. die Vielfalt gelebter Geschlechtsidentitäten und de-

(6) Geschlechterdifferente Vorstellungen werden in alltäglichen sozialen Interaktionen hervorgebracht, weshalb man davon sprechen kann, dass Geschlecht etwas ist, was wir tun. Die Herstellung von Geschlechterdifferenzen vollzieht sich auf alltäglichen Schauplätzen: »Ein Interaktionsfeld stellt also beträchtliche expressive Mittel zur Verfügung, und auf dieses Feld richten sich natürlich auch die Erziehung und die Glaubensvorstellungen der Beteiligten. Genau hier, in der Organisation der unmittelbaren Interaktion, kommen die Geschlechtsklassen spürbar zum Vorschein, denn hier können die Auffassungen über geschlechtsklassengebundene Dominanz als ein Mittel zur Entscheidung darüber eingesetzt werden, wer entscheiden darf, wer führt und wer folgt. Einmal mehr bieten diese Szenarien weniger die Möglichkeit zum Ausdruck natürlicher Unterschiede, als vielmehr zur Erzeugung des Unterschieds als solchem.« (Goffman 1994, 148).

ren Interpretationen, verfehlt. Und dass der Geltungsanspruch solcher Arrangements heute in vielerlei Hinsicht vehement bestritten wird und Aushandlungsprozesse erforderlich macht, empfinden manche als Zumutung.

Es gibt einen rhetorischen Konsens in unserer Gesellschaft, dass Gleichberechtigung eine wichtige Zielsetzung ist, aber gerade angesichts des bisher schon Erreichten wird sowohl weiter um die Frage gestritten, was unter Gleichberechtigung genau zu verstehen sei als auch umso heftiger über den weiteren Weg. Auch essentialistische Vorstellungen von Geschlecht spielen für die Begründung von gruppenspezifischer sozialer Ungleichheit weiterhin eine Rolle. Dies ist umso erstaunlicher, als wir in einer von Ideen des Individualismus geprägten Gesellschaft leben, deren eigener Anspruch es sein müsste, alle Menschen je individuell zu beurteilen, statt sie einer von nur zwei Geschlechterkategorien zuzuordnen und davon ausgehend zu bewerten, was angemessene oder unangemessene soziale Platzierungen, Ziele der Lebensgestaltung, Entfaltungsräume und Verhaltensweisen zu sein haben. Diejenigen, die restriktive, ausschließlich binär gedachte Geschlechtervorstellungen und -rollen (wieder) zu einer allgemein verbindlichen Norm erklären wollen, gefährden insbesondere im Feld der Reproduktion erkämpfte Frauenrechte und, grundsätzlicher, durch striktes essentialistisches Denken die Existenz von trans Personen, von intergeschlechtlichen und nicht-binären Menschen.⁷

Die Zählebigkeit traditioneller Geschlechternormen und -rollen ist besonders auffällig angesichts bedeutender Fortschritte in der rechtlichen Gleichstellung. Dazu zählen nicht nur Meilensteine wie das Frauenwahlrecht, sondern etwa auch, näher an unserer Gegenwart, dass Vergewaltigung in der Ehe 1997 endlich Straftatbestand wurde. Die wichtigste Einsicht in der Beschreibung gesellschaftlicher Entwicklung ist angesichts dieser Veränderungen, dass aus der Beseitigung rechtlicher Hindernisse und Diskriminierungen nicht automatisch gleiche Teilhabechancen folgen. Eine Bundeskanzlerin ist für viele Menschen ein gutes Symbol, und noch mehr zählt, dass sich Angela Merkel (wenn auch spät) zu feministischen Zielen bekannt hat. Aus der bloßen Tatsache, dass Frauen Machtpositionen übernehmen

(7) Dies bedeutet bedauerlicherweise nicht, dass umgekehrt feministische Kritik an Misogynie und das Eintreten für Gleichberechtigung stets auch ein Kampf für die Rechte von trans Personen wäre. Vielmehr tendiert ein Feminismus, der mit ›naturegebenen‹ Binarismen arbeitet, zu einer latenten bis offenen Transfeindlichkeit.

können, folgt keineswegs, dass zähe Strukturen und Denkmuster der Marginalisierung und des Ausschlusses von Frauen beseitigt wären, auch wenn Konservative bis Männerrechtler dies behaupten und Ansprüche auf eine geschlechtergerechte Transformation der Gesellschaft mit der Frage ›Was wollt ihr denn noch?‹ zurückweisen. Widerstände gibt es außerdem keineswegs nur von konservativer und rechter bis rechtsextremer Seite, sondern sie finden sich zum Beispiel auch in zeitgenössischer Kapitalismuskritik, wenn die Rede vom Haupt- und Nebenwiderspruch fröhliche Urstände feiert und Personen, die sich selbst als Liberale oder Linke positionieren, Fragen sozialer Gerechtigkeit gegen Geschlechtergerechtigkeit, aber auch Antirassismus ausspielen statt diese Konfliktfelder miteinander zu verbinden. Auf diese Weise wird eine differenzierte Diskussion über Benachteiligungen und Diskriminierungen tendenziell unterbunden oder zumindest erschwert.

Der Streit um die Geltungsansprüche von Geschlechternormen ebenso wie die Verwirklichung von Geschlechtergerechtigkeit lassen sich also zurückführen auf Ungleichzeitigkeiten, die seit der Moderne die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse bestimmen. Zeitgenössische frauenfeindliche Rede im Alltag, in der öffentlich-medialen Berichterstattung und im politischen Diskurs bezieht ihre Energien in vielfacher Weise aus Konflikten über die Wahrnehmung und Interpretation von geschlechtsspezifischen Ungleichheitsverhältnissen und deren Ursachen. Während sexistische Aussagen, die Frauen als grundsätzlich minderwertig betrachten, deutlicher seltener als früher positive öffentlich Resonanz erfahren und sogar öfter klar sanktioniert werden, sind double standards, in denen frauenfeindliche Haltungen zum Ausdruck kommen bzw. wirksam werden, durchaus verbreitet und werden normalisiert.

⇒ 3. Wir sind doch längst gleichberechtigt, oder? Doppelte Standards

»Durchsetzungsfähige Frauen gelten als herrisch« (Criado-Perez 2020, 356): Zwei Menschen tun dasselbe, aber es wird unterschiedlich bewertet. Für diese Logik lassen sich in der Gegenwart ohne Mühe Beispiele finden: Von Bewerbungsverfahren, in denen sich die Chancen auf Einladung zu einem Vorstellungsgespräch zwischen geschlechtsspezifisch erkennbaren Namen und anonymisierter Bewerbung eklatant unterscheiden – 5% zu 54% (Criado-Perez 2020, 158) – bis zu studentischen Evaluationen, in denen die Experimentsi-

tuation so eindeutig ist, dass sich eine signifikante Schlechterbewertung von Dozentinnen gegenüber Dozenten ausschließlich dadurch erklären lässt, dass eine (unbewusste) Abwertung von Frauen stattfindet, weil an diese andere Maßstäbe angelegt werden (z.B. Criado-Perez 2020, 142f.).⁸

Ein Beispiel aus dem Bereich Erwerbsarbeit: »Männliche Psyche. Warum Frauen nicht zu viel verdienen sollten« (Anderl 2019) lautet die Überschrift des Beitrags. Sie liest sich wie ein Appell – und irritiert. Der Ton des Artikels ist teilweise durchaus süffisant bis ironisierend, weshalb man annehmen darf, dass die Überschrift – wie in den meisten Fällen – nicht von der Autorin selbst gewählt wurde. Vorgestellt werden Ergebnisse einer Studie über die psychische Gesundheit von Männern in Abhängigkeit vom Anteil am Haushaltseinkommen, das ihre Partnerin dazu beiträgt. Ergebnis: Am wenigsten Stress haben Männer, wenn der Anteil etwa 40% beträgt, denn damit entlastet der Verdienst der Frau den männlichen Hauptverdiener von der Gesamtverantwortung, ohne aber seine Psyche zu belasten. Sichtbar wird damit, wie problematisch das Modell des Alleinverdieners ist, und mit welchen Vorstellungen geschlechtsspezifischer Hierarchie es verknüpft ist. Das kritische Potential der Studie wird noch dadurch verstärkt, dass ein psychischer Effekt auf die Gesundheit des Mannes nicht erkennbar war, wenn die Paare zu Beginn ihrer Beziehung eine andere Ausgangslage hatten. Dieses Ergebnis wird bereits im Abstract der vorgestellten Studie (zu der es im Artikel einen Link gibt) und damit durchaus prominent erwähnt. Männern zeigten also keine Selbstwertprobleme, wenn ihre Frauen von Anfang an nicht nur gleich viel, sondern sogar mehr verdienten als sie. Vor diesem Hintergrund wird die problematische Titelwahl des Artikels noch deutlicher: Ihr indirekter Appellcharakter – »verdiene nur 40%, sonst gefährdest du die Gesundheit deines Mannes« – ist eine unzutreffende Generalisierung. Da diese Information im Artikel jedoch fehlt, kann auch der leicht ironische Ton nicht gänzlich verhindern, dass sich Leser:innen im Zusammenhang mit der Überschrift die Idee eines ungleichen Anspruchs vermitteln kann: Frauen sollten ihre Erwerbsarbeit sorgfältig austarieren, weil sie Auswirkungen auf die psychische Gesundheit von Männern haben kann – aber nicht umgekehrt.

(8) Wie schwer diesen double standards als Frau zu entkommen ist, zeigt das Beispiel der Evaluationen: »Weibliche Lehrkräfte werden abgestraft, wenn sie nicht warm und zugänglich wirken. Wenn sie das aber tatsächlich sind, können sie dafür abgestraft werden, nicht genug Autorität zu haben.« (Criado-Perez 2020, 142).

Dieses Beispiel für ein normatives »Arrangement der Geschlechter« (Goffman) führt vor Augen, dass auch in einer Gesellschaft mit unterschiedlichen Lebensmodellen sowie pluralen Formen, solche Lebensmodelle zu gestalten, doppelte Standards angelegt werden. Die geschlechtsspezifische Wertung von Berufstätigkeit wie auch der Berufsfelder hat sich zwar durchaus gewandelt, und wir leben nicht mehr in einer Ordnung, wie sie Erving Goffman beschrieben hat: »Wohin auch immer der Mann geht, kann er, wie es scheint, eine geschlechtsspezifische Teilung der Arbeit mit sich nehmen« (Goffman 1994, 132). Trotzdem sind weiterhin Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Rollenkonformität wirksam. Möglicherweise lässt sich die Akzeptanz unterschiedlicher Ansprüche weniger allgemein, sondern stärker relational erklären: Wer denkt, Frauen hätten in einer Ehe und in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf andere Rücksichtnahmen zu leisten als ihre männlichen Partner, muss nicht grundsätzlich etwas gegen Frauen in Führungspositionen haben. Die Vorstellung, dass Männer und Frauen unterschiedliche Rollen zu kommen bzw. Fürsorgepflichten abverlangt werden dürfen, gilt für den Beziehungsfall. Dies hat frauenfeindliche Effekte, ohne dass es zu einem offenen Widerspruch mit der Idee der Gleichberechtigung kommen muss.

⇒ 4 Frauenfeindlichkeit und Frauenverehrung

Im Rahmen öffentlicher feministischer Gegenreden gegen konservative bis rechte Positionen begegnet in jüngster Zeit auch der Begriff des Patriarchats wieder, der im sogenannten Postfeminismus der Jahrtausendwende keine Rolle mehr gespielt hatte. Dies lässt sich vorwiegend als offensive, auch dramatisierende Gegenrede gegen zunehmend lauter und extremer werdende antifeministische Bewegungen mit ihren frauenfeindlichen Einstellungen verstehen. Damit wird allerdings nicht die Komplexität der Macht-Verhältnisse negiert. In diesem Sinne schreibt etwa Margarete Stokowski:

»Die Gesellschaft ist komplex – auch aus feministischer Sicht. Es ist nicht alles Unterdrückung und Sexismus. Das ist ja der Witz: dass es kompliziert ist. Würde das Patriarchat aus lauter billigen Kausalketten bestehen, wäre es viel leichter zu zerschlagen. Hier ein Hammerschlag und da, und alle wären befreit. Aber so läuft es nicht.« (Stokowski 2017, 43)

Mit dieser Verwendung des Begriffs Patriarchat wird auch eine Verbindung markiert zu früheren Analysen patriarchaler Strukturen,⁹ die betont haben, dass misogyne Einstellungen nicht nur weit verbreitet sind, insofern es lange historische Kontinuitäten gibt, sondern dass sie innerhalb von Gesellschaften, die historisch von männlicher Vorherrschaft geprägt sind, zum geteilten kulturell-sozialen Hintergrundwissen aller Menschen gehören. Auch in den Einstellungen von Frauen und ihren Bewertungen anderer Frauen werden geschlechtsspezifisch differente Normen und Bewertungen angemessenen wie unangemessenen Verhaltens wirksam, und diese fußen keineswegs nur auf Abwertung, sondern ebenso in Angebotsstrukturen.

Zur angesprochenen Komplexität gehört also vor allem, dass Frauenfeindlichkeit und Frauenverehrung, -lob und -idealisierung als zwei Seiten einer Medaille zu denken sind. Beide Formen vermitteln Vorstellungen, die Ungleichheit, Unterdrückung und Marginalisierung von Frauen bewirken (wollen). Frauenlob liegt eine Vorstellung geschlechtsrollenkonformen Verhaltens zu Grunde, und das Versprechen sozialer Akzeptanz bildet einen Anreiz, sich angebotenen sozialen Positionierungen anzupassen und innerhalb dieses Rahmens eigenen Handlungsspielraum auszuloten. Die Logik der Misogynie muss innerhalb dieses Zusammenspiels betrachtet werden.

Im Rahmen der binären Geschlechternormen ist das Ideal des heterosexuellen Ehepaares, in dem sich die unterschiedlichen Geschlechtscharakter ergänzen, von besonderer Bedeutung. Es geht einher mit dem Entwurf geschlechtsspezifischer Trennungen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, Erwerbs- und Sorgearbeit, und die damit offenkundig unterschiedliche Verteilung von Macht wurde als ›naturegegeben‹ dargestellt. Dass Frauen mit Natur identifiziert und über eine Fähigkeit zur Reproduktion definiert wurden, bedeutete beispielsweise, dass es als Makel betrachtet wurde, wenn Frauen kinderlos bleiben, weil sie damit angeblich ihre ›Natur‹ verfehlten. Gleichzeitig wurde Mutterschaft in der patriarchalen Gesellschaft aber nur im Rahmen einer Ehe als Erfüllung der Normvorstellungen anerkannt,

(9) Siehe dazu u.a. die Kritische Männlichkeitsforschung, etwa das Konzept der der »patriarchalen Dividende« von Raewyn Connell (2015). Der Ansatz ist unserem Zusammenhang auch deshalb interessant, weil Connell auch darauf eingeht, dass eine Geringschätzung von Frauen gegenüber Männern nicht nur Frauen betrifft. Diese patriarchale Wertungshierarchie im Denken der Differenz ist eine der Voraussetzungen dafür, dass Männer diskriminiert werden, indem man sie mit Weiblichkeit assoziiert. Dies betrifft insbesondere homosexuelle Männer.

d.h. unter der Vorherrschaft eines Mannes. Patriarchale Ordnung war also nie widerspruchsfrei in Bezug auf ihre Strategien der Naturalisierung. Sie war nur konsequent in Bezug auf die Machtungleichheit: Frauen wurden einerseits auf Grund bestimmter stereotyper Eigenschaftszuschreibungen und Verhaltensweisen in gute und böse Frauen eingeteilt, während einzelne Elemente wie Mutterschaft, obwohl sie als Ausdruck natürlicher Bestimmung verstanden wurden, sozial unterschiedlichen Wertungen unterlagen. Männliche Herrschaft bedient sich so seit jeher verschiedener Mittel zu ihrer Durchsetzung: Anerkennung und Lob für ein angeblich ›weibliches‹ Verhalten, das als sozial angemessen gilt, ist ebenso Teil einer Strategie der Machterhaltung wie Abwertung, Repression und Sanktionierung oder deren Androhung bei angeblich ›unweiblichem‹ Verhalten und Verstoß gegen geschlechtsspezifische Erwartungen.

Während die feministische Forschung und die Geschlechterforschung den strukturellen Zusammenhang zwischen frauenfreundlichen und frauenfeindlichen Einstellungen und Beschreibungen mit Blick auf Normvorstellungen und Ordnungsfunktion herausgearbeitet haben, kommt man in öffentlichen Debatten leicht in den Verdacht, durch den Fokus auf diesen Wirkungsmechanismus Misogynie zu verharmlosen. Deshalb soll im nächsten Schritt ausführlicher der breite Phänomenbereich von Misogynie betrachtet werden.

⇒ 5. Der breite Phänomenbereich der Misogynie

Frauenfeindlichkeit zeigt sich als Hass von Männern auf Frauen, wie sie etwa in geschlechtsspezifischer Hate Speech zum Ausdruck kommen, in Abwertung und Geringschätzung von Frauen, wie sie sich u.a. in double standards zeigen, gewaltsamen Übergriffen und Angriffen auf Frauen bis hin zu Morden, die direkt von Frauenhass motiviert sind oder in Verbindung stehen mit frauenfeindlichen Vorstellungen. Schockierend sind allerdings nicht nur die gewaltsamen Taten, sondern auch Elemente der Berichterstattung.

In der Wochenzeitung »Die Zeit« haben Elisabeth Raether und Michael Schlegel einen Beitrag über 122 von ihren Partnern bzw. Ex-Partnern getötete Frauen veröffentlicht (Raether/Schlegel 2019). Das ist fast die Hälfte aller im Jahr 2018 getöteten Frauen. Dabei benennen sie auch das Vokabular, mit dem diese Taten beschrieben werden. Neben »Feminizid« und »Hassverbrechen« finden sich immer noch »Beziehungstat« oder »Trennungstat«. Mit solchen Begriffen wird insinuiert, dass die Opfer am Geschehen irgendeinen Anteil hät-

ten. Von der Berichterstattung über diese Gewalttaten führt also ein direkter Weg zu scheinbar harmloseren Einstellungen. Die Einordnung trägt dazu bei, bestimmte Beziehungskonzepte bzw. Handlungen geschlechtsspezifisch unterschiedlich zu bewerten. Denn das eine ist zu verstehen, warum Männer solche Taten begehen und zu beschreiben, dass zu ihrer Vorstellung von Ehe und Beziehung männliche Dominanz und weibliche Unterordnung gehören, so dass es einem Mann als unerträglich erscheinen kann, wenn eine Frau sich seinem Willen nicht unterwirft und sich von ihm trennt. Etwas ganz anderes ist es, dass für diese Reaktion immer wieder erstaunlich viel Verständnis aufgebracht wird. Diese *himpathy*, die Empathie mit ihm, dem Täter, statt mit ihr, dem Opfer, ist wesentlicher Teil misogynen Einstellungen. Kate Manne beschreibt in ihrer Studie »Down Girl« eindringlich, wie hinter dem Sich-Eindenken, dem Gründe-Suchen für Taten das Opfer und seine Geschichte verschwinden, wie die Erfahrungen von Frauen unglaublich gemacht werden, wie nach Mitschuld gesucht und Tätern die Deutungsmacht gegeben wird. Damit stellt sie eine Verbindung her zwischen frauenfeindlich motivierten Morden und Gewalttaten und Formen von Frauenhass und einer normalisierten Frauenfeindlichkeit, die sich in vielfach harmlos wirkenden Formen zeigen kann. Manne zielt auf den Nachweis einer grundsätzlich anderen Anspruchshaltung an Frauen, die sich daraus ableitet, dass Frauen nicht im gleichen Maße als souveräne Subjekte gelten. Frauen werden »funktional und relational« in Bezug auf Männer betrachtet (Manne 2019, 112). Das schließt unmittelbar an Simone de Beauvoirs Beschreibung der Geschlechterbeziehungen als relational, aber nicht-komplementär an:

»Die Menschheit ist männlich, und der Mann definiert die Frau nicht als solche, sondern im Vergleich zu sich selbst: sie wird nicht als autonomes Wesen gesehen. (...) Sie wird mit Bezug auf den Mann determiniert und differenziert, er aber nicht Bezug auf sie. Sie das ist das Unwesentliche gegenüber dem Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere.« (Beauvoir 1992, 12)

Aus der Idee der Relationalität von »Mann« und »Frau« und den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften entsteht ein einseitiger Anspruch auf Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Frauen (Manne 2019, insbesondere 196ff). Eine der harmlos erscheinenden Facetten ist, dass Frauen beispielsweise immer wieder darüber berichten, dass Männer

erwarten, von ihnen angelächelt zu werden. Frauen sollen für ein angenehmes Umfeld sorgen. Das scheint auf den ersten Blick nicht besonders problematisch zu sein, denn wer wollte kein angenehmes Umfeld haben? Doch diese Forderung wird nicht umgekehrt an Männer gestellt, denn sie ist – als eine Variante der Sorge um andere – weiblich codiert und funktioniert nicht reziprok. Damit erscheint wieder der strukturelle Zusammenhang von Lob und Abwertung in Bezug auf Geschlechterrollen: Beiden ist gemeinsam, dass sie eine bestimmte Vorstellung von Rollenkonformität unterstützen. Sie bilden den Hintergrund unserer Erfahrungen, wie wir unser Geschlecht leben und in unserer Geschlechterexistenz und unsere Verhaltensweisen anerkannt oder aber sanktioniert werden.

Manne beschreibt Misogynie entsprechend als einen basalen Erfahrungshintergrund, als ein »Kraftfeld« (Manne 2019, 57), und misogynen Aktionen und Reaktionen als »dynamische, aktive und energische Manöver, die Frauen auf ihren Platz verweisen, wenn sie anscheinend die »Ideen haben, die über ihre Stellung hinausgehen« (Manne 2019, 129). Misogyne Deutungsmuster werden verwendet, um Interessen durchzusetzen, und es kann für Frauen in sozialen Interaktionen fatale Konsequenzen haben, wenn sie gegen Ansprüche und Normen aufbegehren, sie nicht erfüllen wollen oder können.

Misogyne Manöver werden von Männern eingesetzt, die es als persönlich verletzend empfinden, wenn ihre Erwartungen enttäuscht werden (Manne 2019, 113). Dies kann geringste Anlässe haben, die aus der Erwartung einer Zugänglichkeit von Frauen entstehen: Eine Frau, die gleichgültig gegenüber einem Mann ist, wird zum Objekt der Abneigung und verspottet etc. Frauen, die mehr fordern als Männer ihnen zuerkennen wollen, sind herausgehobene Objekte der Abwertung und des Hasses.

Männer können sich aber nicht nur persönlich betroffen und provoziert fühlen, wenn eine Frau Ansprüche auf eine Position erhebt, die sie selbst für sich beanspruchen, sondern durchaus auch stellvertretend, gewissermaßen als Gruppe. Dies hat Auswirkungen auf die Frage, wer von Misogynie betroffen ist. Einerseits sind es Frauen, die individuell angeblich geltende Spielregeln verletzen, weil sie Ansprüche auf Macht erheben etc., weshalb ihnen normverletzendes Verhalten vorgeworfen wird. Andererseits werden Frauen vollständig ohne eigenes Zutun Opfer von Frauenhass: Am offensichtlichsten und am dramatischsten geschieht dies in Amokläufen, in denen Männer ihnen

vollständig fremde Frauen aus Frauenhass töten. Alle Frauen können daher, so Manne, Opfer stellvertretender Gewalt werden.

Die Vorstellung eines Kraftfeldes erfasst insbesondere in sinnvoller Weise die produktiven, disziplinierenden Wirkungen von Misogynie: Frauen kennen misogyne Mittel der Abschreckung, Bestrafung und Bedrohung. Sie sind Teil des gemeinsamen Wissens über die Geschlechterordnung und deren Funktionieren. Daher versuchen Frauen, soweit es möglich ist, nicht in die Position eines Opfers zu geraten (Manne 2019, 127). Das bestärkt wiederum die Idee, das eigene Verhalten sei entscheidend. Und sie führt dazu, dass Frauen nicht nur deshalb von anderen Frauen sanktioniert werden, weil sie die Geltung geschlechtsspezifischer Normen für sich anerkennen, sondern weil sie sich dadurch selbst zu schützen suchen.

All diese Verhaltensweisen zeigen, wie verbreitet und selbstverständlich misogyne Denkmuster sind, aber auch, dass sie aus unterschiedlichen Gründen wirksam werden: Für Frauen kann die Empathie mit Tätern auch eine Schutzfunktion erfüllen, wie sie aus dem Kontext der Vergewaltigungsmythen bekannt ist. Hier geht es um ein Gefühl respektive eine Einbildung von Schutz, die durch eine zumindest teilweise Zuschreibung von Mitschuld an die Opfer erreicht werden soll: Wer sich anders verhält als diese, darf darauf hoffen, nicht selbst Opfer zu werden. Solches Viktim-blaming drückt sich in Fragen aus wie: Warum war die Frau zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort unterwegs? Hat sie durch ihr Auftreten den Täter gereizt? Welche Signale hat sie ausgesendet, die der Täter als Einverständnis werten konnte? Der fatale Mechanismus ist, dass sich der Blick statt auf das Verhalten des Täters auf das Opfer richtet, das potentiell etwas falsch gemacht haben muss. Diese Schuldsuche kann man auf einer menschlichen Ebene nachvollziehen: Wenn das Opfer Mitschuld hat, ist es möglich sich vorzustellen, dass man nur alles richtig machen muss, um niemals selbst Opfer sexualisierter Gewalt zu werden. Dieser Trugschluss entlastet Täter, diszipliniert Frauen und trägt dazu bei, dass die Deutungshoheit in Bezug auf ein Geschehen eher den Tätern zukommt, während Opfer unglaubwürdig gemacht werden.

Geschlechtsdifferente Normen sind also mit bestimmten Vorstellungen von Weiblichkeit verbunden und verweisen auf eine Bewertung von Frauen »als Frauen in einer *Männerwelt*« (Manne 2019, 122). In ihrer Beschreibung dieser weiblich codierten Eigenschaften stelle Manne die Menschlichkeit heraus, die Frauen in besonderem Maße zuerkannt werde:

»Ihre Menschlichkeit mag als anderen Menschen geschuldet gelten und ihr Wert davon abhängen, dass sie ihnen moralische Güter gibt: unter anderem Leben, Liebe, Lust, Nahrung, Versorgung und Behaglichkeit. Das trägt zur Erklärung bei, warum man sie häufig als durchaus mit eigenem Willen und eigener Seele begreift, sie aber brutal und unmenschlich bestraft, sobald dieser Wille sich auf die falsche Weise auf die falschen Dinge und die falschen Menschen richtet – sie selbst und andere Frauen inbegriffen.« (Manne 2019, 62)

Die hier aufgezählten weiblich codierten Werte bilden den Erwartungsrahmen für das Verhalten von Frauen und Menschlichkeit spielt zweifelsohne eine herausgehobene Rolle. Kate Manne kritisiert davon ausgehend eine Forschung, die Frauenhass an Dehumanisierung binde. Dieser Kritik stimme ich soweit zu, dass man das Paradigma der Dehumanisierung nicht benötigt, um alle Formen von Frauenfeindlichkeit zu erklären. Allerdings scheint es mir auch nicht notwendig, Dehumanisierung als eine Variante von Frauenhass auszuschließen. Dass es keiner Dehumanisierung bedarf, bedeutet nicht, dass sie nicht auch vorhanden sein kann. Ob Misogynie, Antisemitismus, Rassismus: Alle diese Phänomene waren nie auf Dehumanisierung eingegrenzt, aber sie waren *ein* ideologischer Aspekt unter anderen.

⇒ 6. Ein weiterer Blick auf Frauenlob und Frauenfeindlichkeit: Unterhaltsam inszenierte Misogynie

Im literarischen Diskurs der Misogynie ist die Bandbreite der Inszenierungen von Frauenfeindlichkeit groß. Im Rahmen dieser Darstellung soll ein kurzes Gedicht als paradigmatisches Beispiel präsentiert werden, wie Frauenlob und Frauenfeindlichkeit miteinander verbunden sind, und wie Misogynie in unterhaltsamer Form präsentiert und zugleich als Phänomen erkennbar gemacht wird.

»Lobspruch des schönen Geschlechts aus dem Jahr 1747

Wir Männer stecken voller Mängel;
 Es leugne, wer es will!
 Die Weiber gegen uns sind Engel.
 Nur taugen, wie ein Kenner will,

Drei kleine Stück' – und die sind zu erraten, –
 An diesen Engeln nicht gar zu viel!
 Gedanken, Wort und Taten.«¹⁰

Die Pointe dieses Gedichts von Gotthold Ephraim Lessing ergibt sich aus dem ironischen Spiel mit der literarischen Gattung des Frauenlobs, die im Titel angekündigt wird. Im direkten Vergleich mit dem eigenen Geschlecht, auf dessen »Mängel« er explizit verweist, scheint der Sprecher die Frauen zu loben. Nach der lobend-erhöhend klingenden Bezeichnung Engel vollzieht das Gedicht eine Wende, und das Lob wird diskreditiert: Die weiblichen Wesen werden als gänzlich unfähig dargestellt. An dieser Stelle erkennt man, dass die Wendung bereits durch den Reim »Mängel«/ »Engel« vorbereitet wurde. Der Reim war Vorbote des Spottes. Das Urteil über die Frauen könnte nicht vernichtender ausfallen. Denn die Pointe hebt hervor, dass das Gesagte umfassend ist und allgemeingültig. Die drei Fehler sind nicht klein, sondern riesig, und wenn die Fehler des gesamten sogenannten ›schönen Geschlechts‹ so leicht zu erraten sind, dann dürfte es sich bei dem benannten »Kenner« wohl um jeden Mann handeln, d.h. *der* Mann weiß, wie *die* Frau ist. Dass der Reim, der die neue Bewertung der Frauen eröffnet, schon im Rahmen der Selbstkritik mit ihrer Entgegensetzung Männer/Frauen auftaucht und in der Sprechposition ›wir Männer‹ verkündet wird, spricht dafür, dass sich die Sprechinstanz mit dem genannten »Kenner« gemein macht. Allerdings arbeitet das Gedicht ostentativ fröhlich mit pauschalen Zuordnungen und kennt auch den Binnenreim Männer/Kenner, der eine Parallele zu Mängel/Engel eröffnet. Der Binnenreim weckt entgegen dem scheinbar klaren Schluss wieder Zweifel und eröffnet die Möglichkeit, dass die Sprechinstanz Spott in alle Richtungen austeilen möchte.

Lessings Sinngedicht ist witzig und pointiert. Den Witz kann man originell finden, tatsächlich ist das Gedicht aber bis hin zum Reim in keiner Weise originell gedacht, sondern soll als Teil einer langen Tradition erkannt werden. Die Pointe ist eine Art Quintessenz des frauenfeindlichen Standpunktes der Querelle des Femmes, für den gelehrte Traktate vielfach mehrere hundert Seiten aufwenden: So beweist etwa der Jesuit Guiseppe Passi in 34 Diskursen »All-erdenckliche Weiber-Mängel«/ »I Diffetti Donneschi« (1705/1722). Das Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland übersetzte und gedruckte Werk bietet

(10) Zu diesem Gedicht und einer Interpretation von Lessings Drama »Der Misogyn« siehe Geier 2008.

Listen von Mängel von »stolz und hoffärtig« (Kap. 2), »eitel und ehr-süchtig« (Kap. 8) über »grausam und gottlos« (Kap. 10), »zänkisch und streitsüchtig« (Kap. 23) bis zu »geschwätzig, plauderisch und lügenhaft« (Kap. 33). Als Ziel der Schrift gibt Passi im Vorwort an, dass die Leser Ekel und Abscheu gegenüber lasterhaften und sowohl die Seele als auch den Leib ›verderbenden‹ Frauen empfinden sollen. Zugleich will die Schrift das Publikum unterhalten und die Argumente nicht nur durch (vermeintlich) trockene Gelehrsamkeit vermitteln. Das verspricht zumindest die Ankündigung des angehängten Disputes »Ein lustig gespräch/ von der Frage / ob die Weiber Menschen seyn, eine Fassung der Disputatio nova contra Mulieres, Qua probatur eas Homines non esse« (1595). Diese berühmt-berüchtigte Unterhaltung zwischen Bruder Endres, »genandt Weiber-Feind« und Pater Eugenius, »genandt Wiegandt, sonst Weiber-Freund«, besaß auch für die deutsche Querelle des Femmes zentrale Bedeutung.

In Lessings Lobspruch wendet sich der Sprecher explizit an eine männliche Gemeinschaft, indem er »[w]ir Männer« sagt, damit Männer als Publikum anspricht und diese über die angeblichen »Engel« aufklärt. Passi dagegen richtete seine Schrift an beide Geschlechter:

»[...] hoffe bei beyderley / sowohl Manns- als Weibs-Geschlecht gutes Gehör / auch für-währenden Gunst und Favor zu erlangen, wornach dann veranlasset werden möchte / das sonst andächtige Weiber-Volk nächsthin nicht nach dero Mängel / wie die Bengel / sondern wie die Engel / gestaltsamlich hervor zu streichen.«

›Mängelhafte Weiber‹, die sich belehren lassen und einsichtig sind, dürfen bei Passi also hoffen, wieder als »Engel« angesehen zu werden.

Man mag darüber staunen, dass jemand denkt, er könne Frauen ein so großes Maß an Selbstverleugnung abverlangen oder es ihnen sogar schmackhaft machen. Tatsächlich ist das aber eine Perspektive, die über Jahrhunderte als selbstverständlich galt. Davon zeugen auch dezidiert frauenfreundliche Schriften wie etwa die des Aufklärers Johann Heinrich Campe. Er erklärt in seinem zweifelsohne gut meinenten »Väterlichen Rat für meine Tochter« aus dem Jahr 1789:

»[...] daß das Geschlecht, wozu du gehörst, nach unserer dermaligen Weltverfassung, in einem Zustande der Abhängigkeit und der Unterdrückung lebt und, solange jene

Weltverfassung die nämlich bleibt, *notwendig leben muß*. Das ist freilich keine angenehme, aber eine höchst nötige Nachricht, die ich, wenn ich zu deinem großen Schaden dich nicht täuschen wollte, dir nicht verhehlen dürfte.

Aber laß dich dadurch nur nicht niederschlagen, mein Kind! Denn wisse, daß es nichtsdestoweniger, bei einiger Seelenstärke und Selbstverleugnung, ganz bei dir stehen wird, trotz jener, nun einmal unvermeidlichen Lage deine Geschlechts, dennoch einen so würdigen, ehrenvollen und glücklichen Wirkungskreis zu haben, als wir andern Herren der Schöpfung nur immer für uns abzustecken und uns zuzueignen vermögen.« (Campe 1992, 26)

Die Herausgeberin der Anthologie Sigrid Lange hat diese Haltung im Kontext der Geschlechterdebatten um 1800 »die Dialektik vom Lob der Frauen zum Zwecke ihrer faktischen Erniedrigung« genannt (Lange 1992, 420). Die »Engelhaftigkeit«, die man den »guten« Frauen zuerkennt, ist ein solcher Topos des Frauenlobs, der, schmeichelnd oder auch besänftigend, strategisch benutzbar ist, um Frauen zu disziplinieren und sie auf ihren Platz zu verweisen. »Gewöhne dich daran, dann wird es dir gut gehen«, lautet die Maxime. Und, wie wiederum Simone de Beauvoir herausgearbeitet hat: »Lerne, den Verzicht auf Autonomie zu genießen«. Man verlangt Frauen nicht nur asymmetrische Ansprüche ab. Sie sollen die Sorge für Andere im Rahmen der Familie als ihre Bestimmung auffassen und es damit als ihre Selbsterfüllung ansehen, Männer zu unterstützen.

In Lessings »Lobspruch des schönen Geschlechts« zeigt sich die Verbindung zwischen Frauenfeindlichkeit und Frauenlob in der Struktur: Die »Wendek« zum negativen Urteil nutzt existierende Geschlechter-Stereotypen und damit eine zentrale Strukturanalogie zwischen misogynem Vorurteil und Frauenlob. Da sich das Sinngedicht aber nicht nur anfänglich als Lob verkleidet, sondern die Gattung des Lobgedichts als Teil der misogynen Rede verwendet, lädt es mit dieser Struktur nicht nur dazu ein, über die »Mängel« der »Engel« zu lachen. Es kann auch als Einladung verstanden werden, darüber nachzudenken, dass Frauenlob und Misogynie als zwei Seiten derselben Medaille gelten können. Versteht man Lessings Gedicht in diesem Sinne, kann man sagen, dass Literatur als Reflexionsraum für Geschlechternormen und die Funktion von Misogynie fungiert.

⇒ 7. Sexismus und Misogynie

Der kurze Blick auf einen literarischen Text zeigte, dass die Gebrauchsweisen und Funktionen misogynen Rede immer in ihren Kontexten und damit diskursabhängig zu betrachten sind. Historische Analysen arbeiten heraus, welches Wissen über Geschlecht, Geschlechterbeziehungen und geschlechtsspezifische Normen jeweils in Texten produziert wird. Man kann nicht überzeitlich festlegen, welche Einstellungen und Effekte von Zuschreibungen frauenfreundlich und frauenfeindlich sind. Eine Analyse von Texten, Bildern, Filmen etc. nimmt vielmehr zeitspezifische geschlechtsspezifische Vorstellungen in den Blick und fragt, wie Geschlechterbilder und -normen als frauenfreundlich und welche als frauenfeindlich verhandelt werden: Wie werden geschlechtsspezifische Unterschiede, abwertend oder lobend aus welcher Sprecher:innen-Position begründet und damit versucht, ungleiche soziale Rollen zu rechtfertigen und bestimmte Normvorstellungen zu stabilisieren? Wir blicken damit sowohl auf den grundsätzlichen positiven wie negativen Wertungsdiskurs – und insbesondere darauf, was unter dem Stichwort der Misogynie begegnet. Dazu kommt: Blickt man statt auf misogynen Topoi auf misogynen Effekte und konzentriert sich auf das Zusammenwirken von frauenfreundlichen und frauenfeindlichen Einstellungen und Aussagen zur Begründung von Ungleichheit, verschwimmen zumindest in dieser Hinsicht die Grenzen zwischen Sexismus und Misogynie.

Trotzdem bleibt es grundsätzlich sinnvoll und hilfreich, Misogynie nicht mit Sexismus gleichzusetzen, sondern vor dem Hintergrund historischen Wandels zu versuchen, ihr Zusammenspiel in der Gegenwart genauer beschreiben. Die Trennung in ›gute‹ und ›böse‹ Frauen funktioniert nicht mehr nach denselben Geschlechternormen wie im 19. Jahrhundert, die Handlungsmöglichkeiten für Frauen haben sich erweitert, und deshalb sind die Kontexte, in denen die moralisierende Abwertung von Frauen auf jeden Fall für jede Frau erwartbar ist, nicht mehr absolut und klar definierbar. Aber die ordnungsstiftende Funktion geschlechtsspezifischer Unterscheidung ist immer noch vorhanden, und sie kann situativ aktualisiert werden. In diesem Sinne geht auch Manne von den Strukturen einer modernen Gesellschaft aus, in der Misogynie als Teil einer patriarchalen Ideologie erkennbar wird:

»Ich schlage vor, Sexismus als den Teil der patriarchalen Ideologie zu sehen, der eine patriarchalische Gesellschaftsordnung *rechtfertigt* und *rationalisiert*, und Misogy-

nie als das System, das dessen vorherrschende Normen und Erwartungen *durchsetzt* und *überwacht*. Sexismus ist also wissenschaftlich, Misogynie moralistisch.« (Manne 2019, 59)

Sexismus ist Theorie, Misogynie tritt situationsbezogen in Aktion. Sexismus und Misogynie wirken also zusammen, und misogynen Aktionen werden gerade im Kampffeld um die Geltung von Normen wirksam:

»Denn selbst wenn Menschen weniger *sexistisch* werden – also weniger skeptisch gegenüber intellektuellen Leistungen oder Führungsqualitäten von Frauen und weniger geneigt, böartige Genderklischees über allzu große Emotionalität und Irrationalität von Frauen zu glauben –, bedeutet dies keineswegs, dass der Feminismus ausgedient hätte. Im Gegenteil: Misogynie, die in einer Kultur latent vorhanden war oder schlummerte, kann sich manifestieren, wenn die Fähigkeiten von Frauen deutlicher zutage treten und daher demoralisierender und bedrohlicher wirken.« (Manne 2019, 177)

Offener Sexismus als Grundhaltung erscheint (nicht nur, aber insbesondere bei Personen in öffentlichen Ämtern) zunehmend sanktionierungsfähig, während frauenfeindliche Aussagen durchaus auf Akzeptanz stoßen können, wenn sie, eher kontext- und situationsspezifisch eingesetzt, Wissen über basale Muster der Ungleichheit aktualisieren.

Das letzte Kapitel in diesem Beitrag soll noch einmal das Moment des Wandels in den Blick rücken und einen emanzipativen und fortschrittlichen Kontext betrachten. Auch hier zeigt sich ein gender-bias, und dies wirft die Frage auf, wie wir am besten Fortschritt kommunizieren und sichtbar machen können.

⇒ 8. Double Standards: Der ausgezeichnete Vater

Dr. Insa Thiele-Eich sollte 2020 als erste deutsche Astronautin auf die Raumstation ISS fliegen. Ihr Ehemann, Daniel Eich, teilt sich nicht nur seit Langem die Sorgearbeit mit seiner Ehefrau, sondern übernahm auch zwischenzeitlich den sogenannten ›Löwenanteil‹ und ging im Vergleich zu anderen Vätern deutlich länger in Elternzeit. Er wurde

dafür mit dem Mestemacher Preis »Spitzenvater des Jahres« 2019 ausgezeichnet.

Die Frage ist: Wieso ist das preiswürdig? Ist es vorstellbar, dass man einen Mutter des Jahres-Preis an eine Frau vergibt, die sich partnerschaftlich Sorgearbeit teilt und die Betreuung der Kinder eine Zeit lang noch einmal mehr nach den beruflichen Bedürfnissen ihres Mannes ausrichtet? Dass diese Vorstellung lächerlich erscheint, lässt die doppelten Standards der Bewertung offensichtlich werden. Kritik ist also angemessen, und doch fällt sie schwer. Denn die Existenz des Preises wird damit begründet, dass es sich um einen Rollenwandel handelt, der immer noch nicht selbstverständlich ist:

»Der Spitzenvater-Preis würdigt das praktizierte partnerschaftliche Ehe- und Familienmodell. Geehrt werden Väter, die das berufliche Fortkommen der Mutter fördern und sich bei der Kinderbetreuung und im Haushalt engagieren.« (Mestemacher)

Weil es noch kein gesellschaftspolitischer Standard ist, dass an Männer im Kontext der Vereinbarkeit von Familie und Beruf dieselben Erwartungen gestellt werden wie an Frauen, kann man den Preis für sinnvoll halten. Allerdings wäre es wünschenswert, wenn dies bei der Preisvergabe mit kommuniziert würde. Denn wer dies nicht selbst kritisch reflektierte, könnte sich in der Vorstellung bestätigt fühlen, dass, was Männer für ihr Partnerinnen tun, auszeichnungswürdig und eben nicht selbstverständlich sei. Auf diese Weise werden Frauen zurückgesetzt, und es wird ihnen signalisiert, dass sie nicht dieselben Ansprüche stellen dürfen wie ihre Partner. Eine Vorstellung, die Menschen, die bereits selbstverständlich Gleichberechtigung leben, durchaus wütend machen kann.

Die Kritik an der Preisvergabe zeigt nicht nur, dass Geschlechternormen und -bilder im Wandel sind und kontrovers diskutiert werden, sondern auch, dass man sorgfältig überlegen muss, in welcher Weise über den Status quo von Emanzipation und wünschenswerte Entwicklung von Gleichberechtigung gesprochen werden sollte. Mit der Preisverleihung bewegen wir uns nämlich überraschenderweise erneut in einem Frauen abwertenden Kontext, obwohl es eindeutig um ein als vorbildlich zu wertendes partnerschaftliches Verhalten geht.

Die Verweigerung der Reziprozität ist Teil eines Anspruchsdenkens, das Frauenfeindlichkeit direkt befördert, und das gilt für alle Formen

eines gender-bias. Sie sind im Bereich Erwerbs- und Sorgearbeit besonders sichtbar. Langlebige Stereotype wie ›Rabenmütter‹ oder ›Karrierefrauen‹, zu denen es kein männliches Pendant gibt, führen das plakativ vor Augen. Für Männer mit oder ohne Kinder ist ein Karrierewunsch unverdächtig, während er für Frauen insbesondere dann problematisiert wird, wenn er in Verbindung mit Mutterschaft steht. Weiterhin wird eher bei Müttern ein potentieller Konflikt zwischen Berufstätigkeit und Sorgearbeit gesehen und ihnen wie selbstverständlich die Frage nach der Vereinbarkeit gestellt, während dies für Männer immer noch kaum thematisiert oder in Bezug auf Karriere mitgedacht wird. Andere Prioritäten bei Frauen werden daher im Unterschied zu Männern weiterhin eher als angeblicher Verstoß gegen wahre Mutterschaft und ›natürliche‹ Rechte und Pflichten gewertet. Ein bestimmtes Bild von Mutterschaft, das man als positiv empfinden kann – Sorge für andere – wird in dieser normativen Form zur Abwertung anderer Formen gelebter Mutterschaft verwendet.

Versuche, Konformität mit bestimmten Geschlechternormen zu erzeugen, können heutzutage misslingen. Und sollten misslingen. Immer öfter. Es gilt, gemeinsam nach hoffnungsvollen Zeichen für ihr Scheitern Ausschau halten und sich zu fragen, was man selbst dazu beitragen kann, dass sich geschlechtersensible und antidiskriminierende Perspektiven verbreiten. Die Einsicht in und Reflexion über Mechanismen und Funktionen von Frauenfeindlichkeit ist ein Ausgangspunkt um zu überlegen, welche Normerwartungen in Bezug auf Geschlecht, aber ebenso auf Ethnizität/race, Klasse, Alter, (Dis)Ability und deren Interdependenzen wir selbst in unseren alltäglichen Handlungspraxen stützen. Wie wollen wir reagieren, wenn Geltungsansprüche für bestimmte restriktive, Ungleichheit produzierende Vorstellungen als verbindliche Normen behauptet werden und durchgesetzt werden sollen? Angesichts der Langlebigkeit dieser Vorstellungen ist Dolly Aldertons Rat, geduldig mit sich und anderen zu sein, sicherlich weiterhin sinnvoll:

»Be patient with yourself, be patient with other women. Be OK with getting it wrong. Have the humility to recognize your mistakes. Don't self-flagellate. Acknowledge that the patriarchy is a cult so many of us have been enrolled in without our consent and that de-programming may take a while.« (Alderton 2018, 305)

Diese Einsicht und Geduld darf jedoch nicht als Ausrede benutzt werden, die Anstrengung einer kontinuierlichen kritischen Arbeit zu vermeiden. Die gesellschaftspolitische Frage lautet: Wie können wir alle dazu beitragen, dass solche Versuche scheitern, wie können wir gemeinsam dafür sorgen, dass ungleiche Erwartungshaltungen und Standards, aus denen Diskriminierung entsteht und die Gewalt legitimieren können, nicht mehr als plausibel und allgemein geteilt gelten?

⇒ Literaturverzeichnis

Alderton, Dolly (2018): Dismantling and destroying internalized misogyny: To-do list, in: Curtis, Scarlett (Hg.): Feminists don't wear pink and other lies. Amazing women on what the f-word means to them, London, Penguin Random House UK, 300-305.

Anderl, Sibylle (2019): Männliche Psyche. Warum Frauen nicht zu viel verdienen sollten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung online v. 21.11.2019: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/maennliche-psyche-warum-frauen-nicht-zu-viel-verdienen-sollten-16495087.html> (zuletzt 23.12.2020)

De Beauvoir, Simone (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Neuübersetzung. Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (Orig.: Le Deuxième Sexe, 1949; Dt. zuerst 1951).

Campe, Joachim Heinrich: Väterlicher Rat für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron; der erwachseneren weiblichen Jugend gewidmet, in: Lange, Sigrid (Hg.): Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800, mit einem Nachwort der Herausgeberin, Leipzig: Reclam 1992, 24-37.

Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, 4. durchgesehene und erweiterte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Criado-Perez, Caroline (2020): Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Weltbevölkerung ignoriert, München: btb Verlag (orig. 2019).

Feldmann, Doris/Schülting, Sabine (2013): in: Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart, Weimar: Metzler, 529f.

Geier, Andrea (2008): Aufklärung durch Täuschung? Verkleidungsmotiv und misogynie Rede in Gotthold Ephraim Lessings Komödie ›Der Misogyn‹, in: Geier, Andrea/Kocher, Ursula (Hg.): Wider die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogynen Rede, Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2008, 123-148.

Gildemeister, Regine/ Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit

und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.Br.: Kore Verlag, 201–254.

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Knoblauch, Hubert A. (Hg.), Nachwort von Helga Kotthoff, (orig. 1977).

Helduser, Urte (2002): Misogynie, in: Kroll, Renate (Hg.): Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe. Stuttgart, Weimar: Metzler, 271f.

Holland, Jack (2020): Misogynie. Die Geschichte des Frauenhasses. Aus dem Englischen von Waltraud Götting. Mit einem Nachwort von Marlene Streeruwitz, Feldafing: Zweitausendeins (orig. 2006).

Lerner, Gerda (1995): Die Entstehung des Patriarchats. Aus dem Englischen übersetzt von Walmot Müller-Falkenberg, Frankfurt: Campus (Orig.: The Creation of Patriarchy, 1986).

Manne, Kate (2019): Down Girl. Die Logik der Misogynie. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff, Berlin: Suhrkamp (orig. 2018).

Mestemacher:

<https://www.mestemacher.de/gleichstellungsaktivitaeten/mestemacher-preis-spitzenvater-des-jahres-2/> (zuletzt 23.12. 2020).

Metz-Göckel, Sigrid (2002): Sexismus, in: Kroll, Renate (Hg.): Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe, Stuttgart, Weimar: Metzler, 357f.

Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht, in: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht, Pfaffenweiler: Centaurus Verlag, 50-66.

Passi, Guisepppe (1705/1722): All-erdenckliche Weiber-Mängel. Köln (I Diffetti Donneschi. Venedig 1598; 1599; 1600; 1618).

Rogers, Katherine M. (1966): The Troublesome Helpmate. A History of Misogyny in Literature, Seattle: University of Washington Press.

Raether, Elisabeth/Schlegel, Michael (2019): Frauenmorde: Von ihren Männern getötet, in: Die Zeit vom 4.12.2019, https://www.zeit.de/2019/51/frauenmorde-gewalt-partnerschaft-bundeskriminalamt?wt_zmc=sm.ext.zonaudev.mail.ref.zeitde.share.link.x (zuletzt 23.12.2020).

Stokowski, Margarete (2017): Untenrum frei, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, Lizenzausgabe.

Zitationsvorschlag:

Andrea Geier (2020): Logik und Funktion von Misogynie. Probleme und Perspektiven. (Ethik und Gesellschaft 2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten). Download unter: [https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2020\)-art-1](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2020)-art-1) (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten

Andrea Geier: Logik und Funktion von Misogynie. Probleme und Perspektiven

Judith Hahn: Die Ordnung des Weiblichen. Zur normativen Struktur und rechtlichen Konkretisierung von Misogynie im Licht von Kate Mannes »Down Girl«

Manuela Wannemacher: Gute Frauen / schlechte Frauen. Ent-Menschlichung durch Subjektivierung

Hildegund Keul: Die Privilegierung von Männern vulnerabilisiert Frauen. Ein verwundbarkeitstheoretischer Blick auf Kate Mannes »Down Girl«

Katharina Zimmermann: Von katholischen Müttern und sozialistischen Traktoristinnen. Der frühe DDR-Katholizismus im Spiegel von Kate Mannes Misogynie-Begriff

Maren Behrensen: Bedrohte Männlichkeit auf einem sterbenden Planeten. Klimawandelleugnung und Misogynie